



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 19.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Heide im Winter.

Von Heinrich Wähler (Wefermünde).

Grane Wolken jagen;
Düster liegt die Welt,
Und der Stübisch zittert
Bang im Heidefeld.

Dunkle Föhren trauern
An der Heide Saum;
Sehnsuchtsträume schweben
Sanft um jeden Baum.

Der niedersächsische Kulturkreis.

Von Dr. Wilhelm Preßler,

Direktor des Vaterländischen Museums Hannover.

(Nachdruck verboten.)

Wir freuen uns, nachstehend unseren Lesern aus der Feder eines unserer bekanntesten Heimatforscher eine Arbeit bringen zu können, die sowohl für unser niederdeutsches Volkstum, wie überhaupt für unsere gesamte deutsche Volkstumsforschung von grundlegender Bedeutung ist. Das hier angeschnittene Thema finden unsere Leser ausführlich behandelt in dem soeben erschienenen Werk: Dr. W. Preßler „Der niedersächsische Kulturkreis“ mit 8 Karten und 7 prächtigen Bildtafeln, (Niedersächsische Verlagsgesellschaft m. b. H., Hannover, 4.—Mk.), das wir jedem unserer Leser aus warmster Empfehlung können. Die Schriftleitung.

Unter allen Landschaften Europas ist, soweit meine Kenntnis reicht, Niedersachsen im weiteren Sinne, also Norddeutschland, diejenige, die bis jetzt die Wichtigkeit und Bedeutung der Kulturkreislehre am klarsten und beweiskräftigsten zeigt. Hier findet sich nicht nur heutzutage eine Bevölkerung, die in Geschichte und Wesenart einen hohen Grad von Bodenständigkeit und Geschlossenheit aufweist, sondern auch in der Urzeit der geschichtlichen Zeit und in der Gegenwart hebt sich hier ganz deutlich ein Bezirk heraus, der immer wieder dieselben Züge und immer wieder annähernd die gleichen Grenzen hat.

Es ist höchst beachtenswert, daß das Gebiet der Riesensteingräber der jüngeren Steinzeit, soweit es das festländische Altgermanien betrifft, eine auffallende Übereinstimmung mit dem jetzigen Verbreitungsgebiete des niedersächsischen Väterthauses hat. Das gilt nicht nur im großen und ganzen, sondern auch in einzelnen Zügen, wie z. B. in den binnenländischen Provinzen Hollands, wo die Friesenlande sich von dem genannten feingliedrigen Bezirk fern halten.

Auch in der geschichtlichen Zeit fällt immer wieder trotz der zahlreichen Völkernamen, die uns Tacitus berichtet, und der mannigfachen Völkerwellen, die sich in Nordwestdeutschland hin- und herschieben, eine große Einheitlichkeit auf.

Betrachten wir nun die einzelnen Volkstumsmerkmale nach ihrer gegenwärtigen Verbreitung, so gruppieren wir sie nach ihrer Art am besten in die vier Gruppen: Körper, Geist, Sprache und Sache. Bei der Körperbeschaffenheit zeigen sowohl der Begriff der Gesamtrasse wie auch einzelne Rassenmerkmale eine Sonderart Nordwestdeutschlands, die mit dem Norden zusammenklingt, aber gegen die angrenzenden deutschen Landschaften erhebliche Abweichungen aufweist. Bekannt ist das starke Hervortreten der rein blonden Bevölkerung im nördlichen Niedersachsen und das all-

mähliche Zunehmen des rein dunklen Typus in den südlichsten Teilen von Niedersachen und Westfalen. Namentlich in der Augensfarbe hebt sich das oberflächliche Gebiet des Harzes und das thüringische am Südrande des Harzes deutlich gegen die angrenzenden Landesteile ab, die ihrerseits wieder nach Norden zu mehr blauäugige Menschen enthalten. Einen besonders auffallend geschlossenen Bezirk bilden hinsichtlich der Körpergröße die Landschaften Westfalen, Hannover mit Emschlüssen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Vorpommern, indem hier die Uebergroßen (über 165 Zentimeter) unter den früheren Einjährigen des Militärdienstes über 27 Prozent betragen, im ganzen übrigen Deutschland aber nur unter 27 Prozent; und wiederum bilden innerhalb dieses Bereichs Hannover mit Emschlüssen, Schleswig-Holstein und Mecklenburg einen engeren Kreis mit über 30 Prozent der Uebergroßen, einen festen Kern innerhalb des Niedersachsentums.

Ähnliche umfassende Untersuchungen sind für die Volksseele Niedersachsens leider noch nicht ausgeführt worden. Soviel ist sicher, daß Westfalen, Hannover und Holstein annähernd eine Einheit des Volkscharakters bilden, die sich scharf gegen die Franken, Hessen und Thüringer absetzt, ebenfalls merkbare Unterschiede gegen die Ostelbischen hat und auch dem Friesentum gegenüber etwas besonderes ist. Im alten Volksglauben schloß sich gleichfalls ein nordwestdeutsches Gebiet heraus. Als Wölftengottheit, die zur Zeit der Wintersonnenwende verehrt wird, gilt in Niedersachsen, einschließlich Mittelpommern, Vöde und in der Prignitz und nordwestlichen Altmark also im, wenn man so sagen darf, südniedersächsischen Gebiet Vöde, südlich davon aber Frau Vöde und in der Udermark Triga, nach Thüringen und Hessen hin Frau Polle und weiter nach Oberdeutschland Berchta. Ich mache auf die Ähnlichkeit dieses Gebietes niedersächsischen Volksglaubens mit dem Bereich der Uebergroßen und des Sachsenhauses ausdrücklich aufmerksam.

Auch bei den Mundarten finden wir nordwestdeutsche Art deutlich abgegrenzt gegen das Niederfränkische am Rhein, das Hessische und Thüringische im Süden und das Ostniederdeutsche. Diese nach dem Lautstand vorgenommene Gruppierung zeigt bei der Unterteilung der niedersächsischen Volkssprache ein Nordgebiet zwischen Vöde und Oderhaff, das gegenüber den südniedersächsischen Mundarten zwischen Zuidersee und Saalemündung als reiner sächsisch angesprochen wird.

Auch bei vielen sprachlichen Bezeichnungen hebt sich in Niedersachsen ein großes geschlossenes Gebiet heraus, das von den südlichen und östlichen Nachbarlandschaften abweicht und bisweilen diesem gegenüber stark eingeschrumpft ist. In diesem Kampf der Wörter zeigt Holstein und das Weser-Elbe-Mündungsland immer die größte Fähigkeit und bildet so ein engeres Kerngebiet, dem wir noch öfters begegnen werden.

Am auffallensten ist seit jeher die Geschlossenheit und Eigenart Niedersachsens in der Hausform. Das Niedersachsenhaus ist in jeder Weise bestes Zeichen des Niedersachsentums. Zunächst in seiner Beschaffenheit: einheitlich, abgeschlossen nach außen, fest, allem Spielerischen abgewandt, mehr feind als schmeichelnd. Sodann in seiner Verbreitung: die sächsische Bauweise wird als „Leitfossil“ dieses Volkes angesehen. Seine Grenzen umgeben den nordwestdeutschen Kulturkreis in scharfen Linien, die erst in den letzten Jahrzehnten gelockert wurden.

Für die Kulturkreislehre höchst wichtig ist sowohl die Gruppierung der Unterformen des Sachsenhauses, wie die Beschaffenheit und Verbreitung der ostwärts vorgelagerten unter sächsischem Einfluß entstandenen ostelbischen Hausform. Die Unterformen des Sachsenhauses zeigen im Hauptteil von Westfalen und an der ganzen festländischen Hausarene entlang starken mitteldeutschen Einfluß:

Die Außenwände als Träger des Hauptgerüsts, während im nordniederländischen Gebiet nur die Dielenständer die Hauptträger sind; beides, die Beschaffenheit der Konstruktion, wie die Verbreitung der Konstruktion, beide Tatsachen zeigen sächsischen Gedanken, abgewandelt durch mitteldeutschen Einfluß. In Nordniedersachsen dagegen hat sich die rein niederländische Form erhalten, eine Tatsache, wodurch sowohl bei den Mundarten, wie beim Hause ein Nordniedersachsen ausgeprägt dem südlichen gegenübertritt. Noch anderen Einflüssen ist das Sachsenhaus zugänglich gewesen; diese dringen von den Grenzen in das Gebiet ein, wie z. B. die Zweistöckigkeit, die Vorderlage der Wohnstuben usw., Eigenschaften, die nach Beschaffenheit und Verbreitung immer dem reinen Niedersächsentum fremd bleiben.

Fassen wir das Gesagte vergleichend zusammen, so verdichtet sich das alles zu einem glänzenden Beweis von der Bedeutung der Kulturkreislehre; denn gerade die Grenzen der verschiedenen Kulturmerkmale zeigen in Niedersachsen ein so lebendiges Bild eines festen, ruhenden, bis heute bewahrenden Kulturkreises, wie man sich kein besseres Beispiel wünschen kann.

Bäuerlicher Kleiderluxus vor 250 Jahren.

Ein Vortrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Von Pastor D. Ramsauer (Dedesbors).

(Nachdruck verboten.)

I.

Der 30jährige Krieg hatte ausgelobt. Langsam begannen die von ihm nicht am schwersten getroffenen Landstriche sich zu erholen, während andere noch lange müßig und arm blieben. In jenen glücklicheren gehörte mit dem größten Teil der damaligen Grafschaft Oldenburg auch Landwübrden, das von der „Kriegsflur“ zwar nicht ganz verschont geblieben war, aber doch auch nicht sehr schwer gelitten hatte. Gute Erntejahre und gute Absatzgebiete ließen es schon in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahrzehnten wieder zu einem Wohlstand kommen, der dem früheren wohl noch übertraf. Dies darf man wenigstens aus dem Luxus schließen, der sich in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts in einer hier bisher nicht vorgekommenen Höhe entwickelte. Ein freundliches Geschick hat uns drei Altentüde aufbewahrt, die uns einen interessanten Einblick in den bäuerlichen Kleiderluxus jener Zeit gewähren, und damit ein in seiner Art bedeutungsvolles Stück deutscher Kulturgeschichte darstellen. Ihre Umrahmung finden wir zum Glück, soweit nötig, in der Geschichte unserer engeren und engsten Heimat selber, nämlich in der von Oldenburg im Allgemeinen und in der von Landwübrden im Besonderen.

Das Amt Landwübrden stand damals unter dem Amtsvogt Nikolaus Christian Queccius, einem geborenen Zebrauer. Aus der Stadt oder der Grafschaft Lippe stammend, war 1638 der Doktor der Theologie und Superintendent Alardus Baed als Superintendent von Graf Anton Günther nach Jever berufen worden und hatte seinen Bruder oder Neffen Konrad Balthasar nach sich gezogen, der als „kaiserlich immatrikulierter Notar und hochgräflich oldenburgischer Landgerichts- und Konsistorialsekretär“ seinen deutschen Namen Baed in Queccius latinisierte. Dessen Sohn wurde 1657 Amtsvogt in Landwübrden und war nach allem, was wir von ihm wissen, ein ehrenfester und tüchtiger Beamter von altem Schrot und Korn, der nicht nur auf das strengste über die Einhaltung aller oberlichen Verordnungen wachte, sondern auch, wo es Not tat, neue zu veranlassen suchte. Ihm war der trotz der schlechten Zeiten eingerissene und nun durch die besseren Zeiten gestiegene Luxus in den Tod zuwider, da er in ihm nicht nur ein Zeichen der Abkehr von der guten alten einfachen Sitte der Väter, sondern auch ein solches von immer größerem Abfall von Gottesfurcht sah, und von ihm außer dem Zurückgehen wirklichen Wohlstandes auch das Vereinfachen eines göttlichen Strafgerichts beabsichtigte. Er wandte sich also deswegen an die hohe Obrigkeit. Hierzu wurde ihm auch ein erwünschter Anlaß geboten.

Der letzte Graf von Oldenburg, Anton Günther, war im Jahre 1667 ohne Hinterlassung eines legitimen Sohnes und erbberechtigten Nachfolgers gestorben, und seine Grafschaft, zu der ja auch Landwübrden gehörte, war zunächst in den gemeinsamen Besitz des Königs Friedrich III. von Dänemark und des Herzogs Christian Albrecht von Holstein-Gottorp gefallen, um demnächst, 1676, ganz an Dänemark überzugehen. Bis zur Klärung der etwas unsicheren Besitzfrage ernannten diese beiden Herrscher den natürlichen Sohn Anton Günthers, den Grafen Anton von Oldenburg zu ihrem Statthalter, und dieser ließ alsbald das Gebot ausgeben, jeder Untertan habe ein Pro Memoria, eine Denkschrift einzureichen, um seinen Bedenken und Wünschen für seinen Amtsbezirk, groß oder klein, Ausdruck zu geben und Nachdruck zu verschaffen.

Queccius reichte dies Pro Memoria schon im Jahre 1668 ein, und unterbreitete seiner hohen Obrigkeit eine Anzahl von Beschwerden, die uns übrigens hier nicht weiter interessieren, an deren Schluß er aber seinem Herzen in bezug auf den eingerissenen bäuerlichen Kleiderluxus in drastischer Weise Luft machte. Nebenbei gesagt, haben sich von diesem Schriftstück, dessen Original im Landeshandbuch zu Oldenburg aufbewahrt wird, zwei Abschriften von derselben Hand, wie das Original sie zeigt, in Landwübrden selbst erhalten. Der betreffende Passus lautet:

„Und wie es selber allenthalben in der Welt zugehet, daß

Nahrung und Gewerbe abnehmen, hingegen Hoffarth und Uebermuth bey den Leuten zunimmt, also ist solches auch an diesem orte nicht wenig zu verspüren, maßen die Hoffarth in den Kleidungen, sonderlich unter dem Frauen Vold, von tage zu tage so sehr zunimmt, taß auch theils gemeine Leuthe den vornehmsten Landleuthe und dieselben hinwiederumb Vornehmern nichts nachgeben wollen und mit solchen Allemen, auff den Rücken zugeschnürten Kleidern, langen schwedischen, allenthalben hinten und vorn mit Schleißen besetzten Röden, Kammertüch und anderen weissen, ja gahr mit schwarz Tafft und langen Flor Kappen, hereintreten, daß man sie unter den Ablichen kaum erkennen sollte, als habe unverlegten Gewissens dazu stille zu schweigen mir lenger nicht getrauet, sondern meinen großgepietenden Herrn solches zu entbeden mich schuldig erachtet, ob etwan dieselben bey diesem bevorstehenden Landtgerichte darinnen, wie auch der anderen punkte halber, etwas heylsames zu verordnen belieben möchten, gestalbt dann der Schuldigkeit nach jederzeit und fest darüber halten und allmahl bey ereignender begebenheit in werden bezeugen will, daß ich von Dergen begehre zu sein

Meiner hochgeneigten und großgepietenden Herren getreuer Diener
N. Ch. Queccius.“

Die Antwort fiel ganz im Sinne des Amtsvogts aus, wie denn jede gute Obrigkeit ein Interesse daran haben muß, daß ihre Untertanen sich der Einfachheit und Sparsamkeit befleißigen. Queccius wurde beauftragt, im Namen der Obrigkeit ein Luxusedikt, eine Verordnung gegen die Kleiderpracht, ergehen zu lassen, was er unter dem 26. November 1669 von der Amtsstube in Wiemsdorf aus vermittelst folgender Bekanntmachung tat:

„Demnach des Herrn Stadthalters hochgräfliche Excellenz, auch gesambte Königl. und hochfürstliche Regierung, die dieses Ortes sowohl unter bejahrten Frauen und anwachsende Metzgens leider je mehr und mehr einreißende Hoffarth und allemode Kleidung gahr ungnädig und hoch empfunden und mir dahero ernstlich anbefohlen, dahin zu sorgen, daß dieselbe bis zu publicierung einer gewissen Kleiderordnung nicht weiter einreißende möchte, inmittelst aber gleichwohl die seiden Kragen, Tafften und Flor-Kappen nebst die also genannten Brusthauben nicht weiter geduldet, sondern durchgehends unter den Hausleuthe abgeschafft werden solten, und dann sothanen Bestehlich zu gehorsamen meine unterthänige und schuldigen Pflichten erheischen, als geschicht im Namen vorhochzemeelter Ihrer Hochgräflichen Excellenz und gesambter Königl. und hochfürstlicher Regierung an alle dieses Landes Eingefessenen ohne Unterscheid, so Hausmannesstandes seint, hiemit der ernstliche Befehl, daß sich niemand weite gelüsten lassen solle, einige neue Drachten anzunehmen, noch die neue mit Mantelchen, welche man sonst auch Bauen nennet, zu verendern oder, so es bereits gethan, dieselben hinfünftig zu tragen. Absonderlich aber soll unter denselben sich keiner unterstehen, so wenig in anderen Gesellschaften als in dem Gotteshaue mit seidenen oder tafften Kragen, Flor- oder Tafften-Kappen oder sonstigen dergleichen Münster hinfünftig sich weiter setzen zu lassen und dagegen einer anderen bequemen Dracht, so ihrem Stande und Herkommen nicht zuwider, sich zu befeßigen. Mit der ausdrücklichen Vermanung, daß widrigensfalls sothane Hoffarth zu dämpfen schon ein gewisses Widdel verordnet und an diejenigen, so über kurz oder lange diesem entgegenhandeln würden, exequirt werden soll.“

Durch Ausbang im Sittertasten am Turm und durch Ausschellen durch den Untervogt wurde diese Verordnung in ortsüblicher Weise bekannt gemacht aber der Erfolg war gleich Null.

Der weibliche Teil der Gemeinde wurde durch sie in seinem empfindlichsten Gefühl, der Freude an eleganter, modischer und gut zu Gesicht stehender Kleidung und Kopfbedeckung, angegriffen, und der männliche Teil war nur allzu geneigt, sich auf ihre Seite zu schlagen, teils weil er an der Eleganz seiner besseren Hälfte Wohlgefallen hatte, teils aus angeborenem und anerzogenem Troß gegen oberliche Verordnungen, die die persönliche Freiheit antasten und einschränken wollen. Die Frauen und Mädchen der Gemeinde dachten nicht daran, sich vom Amtsvogt oder wenn sonst Vorschriften über ihre Kleider und Hüte machen zu lassen, und erschienen in der Kirche und bei festlichen Zusammenkünften nach wie vor in der verbotenen Tracht, ja sie ließen sich noch allerlei neue machen oder die bisherigen durch neue Zutaten noch auffälliger, und wie es denn so geht, die jungen Burschen machten es ihnen nach.

Dagegen galt es nun einzugreifen. Der ehrsame Amtsvogt Queccius ließ einigen Frauen, als sie eben zur Kirche gingen, kurzerhand den Fuß vom Kopf nehmen und eine andere, die ihm durch den Untervogt angezeigt wurde, auf die Amtsstube zitieren. Aber nun hatte er in ein Wespennest gegriffen!

Die Betroffenen erhoben ein großes Geschrei, und ihre Männer ließen sich sogar hinreißen, den Amtsvogt wie den Untervogt mit Tätlichkeiten zu drohen, so daß der letztere nur in Begleitung einiger handfester Personen es wagen durfte, die Uebertreter ins Uebertreterinnen des Verbotes festzusetzen. Andere griffen zu dem von altersher beliebten Mittel des Streiks: da sie in ihrem Fuß nicht zur Kirche gehen durften, gingen sie vorerst gar nicht mehr hin, zumal der Herr Magister, Pastor Schwemmer, durchaus auf seiten des Amtsvogts stand und „hart wider solche Hoffarth predigte“. Natürlich wurden auch von einigen Leuten Beschwerden

schiffen nach Emdenburg gerichtet, die uns aber leider nicht erhalten geblieben sind. Vielleicht schienen sie nach Form und Inhalt nicht geeignet, zu den Alten gelegt zu werden.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Ornithologisches vom Wesermündungsgebiet.

(Nachdruck verboten.)

Dem aufmerksamen Naturbeobachter wird es aufgefallen sein, daß eine Veränderung unserer engeren Heimat nicht nur im Landschaftsbild, sondern auch in der Vogel- und Tierwelt stattfindet. Nachstehend will ich in kurzen Zügen das Wichtigste festhalten.

Vor 20 Jahren bestand die nähere und weitere Umgebung von Wesermünde vorwiegend aus Heide und Moor, und zum Teil aus Wäldern. Nur das Marschgebiet bestand und besteht auch jetzt noch vorwiegend aus prächtigen Wiesenflächen, es weist heute noch nur zum Teil Getreidebau auf. Früher soll es in der Marsch umgekehrt gewesen sein. Die Niederungen des Geestflusses und anderer kleinerer Bflüsse waren stark versumpfte Wiesenflächen. Der Lavenex See, der jetzt fünf Kilometer von Lehe entfernt liegt, war damals schön und groß. In den versumpften Gebieten des Sees und der Geestniederung brüteten zahlreiche Sumpf- und Wasservögel, wie Kiebitz, Kampfläufer, Rotschenkelstrandläufer, schwarzschwänzige Ifferschneipe, gemeine Bekassine und Wiesenweihe, nur sporadisch. Der Storch war in den Dörfern überall Brutvogel. Der Bestand der Störche geht unaufhaltsam zurück. Durch die Inangriffnahme der Weserkorrektion und ständige Vertiefung der Weser wird der Wasserspiegel bis weit in das Land hinein, wenn auch langsam und unmerklich, gesenkt, die Seen und Sümpfe trocknen aus und verlanden. Die Bauern halten jetzt die Gräben und Wasserläufe besser offen wie früher, so geht der Verlandungs- und Austrocknungsprozeß schneller vonstatten. Dadurch verschwinden viele Arten Pflanzen, niedere Tiere und andere Lebewesen. Den Sumpfvögeln wird die Lebensmöglichkeit genommen und werden so zur Abwanderung gezwungen. Die Ifferschneipe ist bereits aus der Geestniederung verschwunden. Die Störche, Rotschenkelstrandläufer, Kiebitze usw. haben stark im Bestand abgenommen. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß die Sumpfvögel ganz verschwinden; da hilft auch das beste Vogelschutzgesetz nichts.

In den Heidegegenden brüteten sehr häufig der Wiesenpieper, Wiesenfchmäher, Steinschmäher, Heideleiche und Ziegenmeller. Auch diesen Vogelarten sind die Tage gezählt. Mit dem Verschwinden des letzten Heidebüsches verschwinden auch die Heidevögel. Der Bestand des Birkwildes hat sehr abgenommen. Es ist die höchste Zeit, daß sich weitsichtige Männer finden, die uns in der näheren oder weiteren Umgebung ein Stück Naturschutzgebiet sichern, zur eigenen und der Nachwelt Freude. Als Naturschutzgebiet wäre der Wallsee und Umgebung, im Kreise Neuhaus a. d. Oste, sehr geeignet. Gegenwärtig arbeitet man überall und in großzügiger Weise, die Heideflächen und Moore zu kultivieren. Herrliche Landschaften sind bereits verschwunden, zur größten Verdrüßnis der Naturfreunde. Es ist größte Eile geboten, um zu retten, was noch zu retten ist. Glücklicherweise ist der Naturschutzgedanke auf dem Marsch, in allen Gebieten der Erde werden Naturschutzgebiete geschaffen, und so ist zu hoffen, daß auch hier ein solches Gebiet vor Veränderung geschützt wird.

Durch Veränderung des Landschaftsbildes und Zunahme des Getreidebaues haben zugenommen Schleiereule und Steinlaup. Durch Zunahme des Getreidebaues haben in diesem Gebiete die Rager zugenommen. Daraus ist wohl hauptsächlich die Zunahme der beiden Eulenarten zurückzuführen, während die Mooreule ständig abnimmt. In ungeahnter Weise hat die Grau-, auch Grauanammer genannt, zugenommen, diese kam früher nur im Lande Wursten zwischen Insrum und Dorum nicht gerade häufig vor. 1923 stellte ich die Grauanammer erstmalig bei Spaden fest, 1924 bei Dehstedt, Goffel, Neuenwalde usw., wo sie früher nicht anzutreffen war. In diesem Jahre war die Grauanammer der häufigste Vogel in den Getreidebaugelieten, überall hörte man von den dünnen Zweigen der Bäume und Büsche und von den Telegraphendrähten längs der Straßen ihr eigenartiges Liedchen erschallen. Sehr zugenommen haben in manchen Gebieten Sperling und Star, auch Spree genannt. Sehr abgenommen haben von Wald- und Gartenvögeln Nachtigall, infolge verfehrter Park- und Waldbearbeitung Rauchschwalbe und Hauschwalbe. Die Abnahme der Schwalben ist auf veränderte Hausbauweise zurückzuführen. Zur Begünstigung und Ansiedlung von Schwalben ist es zweckmäßig, unter dem Dachvorsprung wie früher Holzeinfassung anzubringen; zu empfehlen ist es auch, v. Berlepsche Nistkiste mit einmauern zu lassen. Abgenommen haben Pirol und Trauerfliegenfänger, letzterer ist ein Vogel, der die Ruhe liebt. Zur Verminderung trugen auch die schlechten Sommer in den letzten Jahren bei, insbesondere die Monate Juni und Juli, in denen, mit Ausnahme dieses Jahres, fast immer eine Anzahl hintereinander folgender kalter Tage auftrat. In kalten Tagen und Nächten fliegen keine oder wenige Insekten. Deshalb trat immer Nahrungsmangel für die Weichfresser unter den Vögeln ein, so daß sie schwer oder gar nicht ihre Jungen groß bekommen konnten.

Stark abgenommen haben auch die Brutenten, wie Stock-

Strich, Löffel- und Brandenten usw., zum Teil infolge der starken Beunruhigung der Seen durch Befahren und Baden, zumal in solchen, die früher still und friedlich dalagen. Diesem Treiben sollte Einhalt geboten werden. Es dürfte genügen, wenn die Teiche und Seen in der Nähe der Ortschaften zum Baden benützt werden, wie z. B. der Bedertsaer See. Für den Alghemer und Dahlemer See sollte das Befahren nur den Fischern erlaubt sein. Verschwunden ist auch die Brutkolonie der Lachmöven im alten Fischereihafen Oestemünde anolse der früheren Hafenbanten. Von den vielen Fischereikolonien bestehen nur noch zwei, eine im Dahlemer Forst, die unter staatlichem Schutz steht und ungefähr 150 Dörste umfaßt, die andere am weißen Berge bei Hagen, die ebenso groß wie erstere sein soll. Nach einem Berichte der „Weserzeitung“ wird die Kolonie sehr durch Neugierige beunruhigt, wodurch viele Eier und Junge zugrunde gehen, denn der Reiher ist ängstlich und scheu, bei Annäherung pflegt er die Dörste zu verlassen und davonzufliegen. Diese Gelegenheit benutzen die Nabenfräßen und holen den Reihern inzwischen die Eier weg. Das Betreten der Reiherkolonie sollte für Ausflügler verboten werden. Trotz des Schusses, den die Fischereier im Dahlemer Forst anziehen, sind die Jahre dieser Kolonie gezählt; durch die Kultivierung der dortigen Moore werden die Reiher zur Abwanderung gezwungen. Jetzt geht bereits die Zufahrtsstraße zur Moorversuchsanstalt durch die Reiherkolonie, in deren unmittelbarer Nähe demnächst Häuser gebaut werden sollen. So werden die Reiher wohl abwandern. Man muß sich überhaupt wundern, daß die Reiher noch nicht weggezogen sind; sie finden wohl nirgends eine geeignete Brutstelle. Gewöhnlich werden sie in anderen Gebieten von schließwichtigen Jägern mit der Schrotflinte begrüßt. Im freien Felde kann die Jagd auf Reiher gern gestattet sein, dort schützt der sehr vorsichtige Reiher selbst. An den Dörsten sollte aber das Abschießen unterbleiben, wenn auch ein mäßiger Abschuß nichts schadet. Dagegen den größten Teil der jungen Reiher vom Nest abzuschießen, wie es bisher der Fall war, geht zu weit. Die überzähligen Reiher beruhen, sich in anderen Gegenden anzusiedeln.

Daß der Fischereier ein eifriger Mänsjäger ist, auch andere nledere Tiere, Amphibien und Insektien, fängt, dürfte wenig bekannt sein. Einmal fand ich im Wagen eines mir zum Ausstopfen überbrachten Reihers über 30 Feldmäuse. Man kann die Reiher in der Heide und im Moor stundenlang der Mäuse- und Schlangenjagd obliegen sehen. Die Reiher machen kaum mehr Schaden als der Storch, der ungleich gefähiger ist und nichts verschont, fängt er doch auch Fische, desgleichen die Lachmöven aller Bodenbrüter, wie Lerchen, Kiebitze usw., soweit er solcher habhaft werden kann. Von seltenen Vogelarten erhielt ich einmal hier erlegt das Buxurhuhn und den Rosenstar; beide Arten sind Irrgäste. In strengen Wintern sind hier regelmäßige Gäste Eingschwan, Höferichwan und Zwergschwan, letztere Art ist seltener anzutreffen. Alle Arten hier aufzuzählen, die in hiesiger Gegend überwintern, würde zu weit führen.

In Arbeit habe ich die Ornithologie des Weser- und Elbmündungsgebietes. Sehr dankbar würde ich es begrüßen, wenn mir die Herren Jäger, Landwirte, Schiffer und Naturfreunde erlegte und gefundene jagdbare Vögel, solche, die sich an den Leuchttürmen und Drähten die Köpfe eingestochen haben, übersenden würden. Diese Vögel sind mir als Belegmaterial von großer Wichtigkeit. Auch das Unscheinbarste ist mir willkommen; so Mäuse und andere kleine Säugetiere aus allen Dörfern des Weser-Elbmündungsgebietes. Genaue Angabe, wann und wo sie gefunden sind, ist erforderlich.

Die Sammlung soll später einem Heimatmuseum übergeben werden.

Karl Fritzsche, Naturwissenschaftler,
Bremerhaven, Reilstraße 21.

Das Wattenmeer.

Von Studienrat G. Lehmann (Wesermünde-Lehe).

(Nachdruck verboten.)

Wohl in allen Bevölkerungsschichten findet man Leute, die sich über die Reizlosigkeit unserer Gegend beklagen. „Wie eintönig ist doch die Marsch“, hört man sagen. O du träger Städter, der du höchstens bis zum Schloß Morgenstern in Weddewarden gekommen, und dann bei Kasse und Anden die Marsch nach dem vor dir liegenden Stück Außendeichsvorland beurteilt; oder der du vom Fenster des Cuxhavener Fuges aus dein Urteil über sie bildest, wenn es in Strömen regnet und alles grau in grau gemalt ist. Durchwandere diese gesegneten Marschlandschaften einmal, wenn sie in Sonne gebadet daliegen; versuche vom hohen Seedeich des Wursterlandes die eigenartige Schönheit der Marschlandschaft zu erfassen, es wird dir gelingen.

Noch weit weniger bekannt ist die Wattenlandschaft. Man fragt erstaunt: Landschaft? Die bleigraue, dem Ufer vorgelagerte eintönige Schließfläche Landschaft? Ja! Ich will sie schildern im Zusammenhang mit einer Seehundsjagd; wie ich das Watt zum ersten Male kennen lernte; zuvor aber mögen einige Worte über ihre Entstehung gesagt sein.

Der gesamten deutschen Nordseeküste ist ein unabsehbar breiter Streifen Landes vorgelagert, der zur Zeit der Ebbe aus dem Meere aufsteigt, für Stunden sichtbar bleibt, um bei aufsteigender Flut allmählich wieder in den Bogen der Nordsee unterzutanken. Das war einmal alles festes Land, blühendes Kulturland mit Menschen

und Tieren, Häusern und Feldern und Weiden. Sturmfluten machten es zu Meeresboden, und wo früher der Flug ging oder die Tiere weideten, läßt heute der Fischer sein Netz die Früchte des Meeres sammeln. Natürlich ebnete das Meer das ehemalige Festland völlig ein und verwischte jede Spur früherer Besiedlung, es sei denn, daß man sie durch Grabung wieder herausholte.

Das Wattengebiet ist kein zusammenhängendes Ganzes. Es besteht aus vielen Einzelflächen von verschiedenster Ausdehnung, den sogenannten Sanden, Platen, Gründen, zwischen denen flache tiefe Minnen von wechselnder Breite hindurchziehen, die Priele heißen und ständig — auch bei Niedrigwasser — gefüllt sind und die Wasserstraßen bilden, auf denen man zwischen den Sanden fahren kann. Sie gleichen bald schmalen Bändern, bald erweitern sie sich zu ausgedehnten Wasserflächen, zwischen den Wattflächen bedensartig eingebettet. Vielverzweigt ziehen sie durch das bei Ebbe trocken gelegte Wattland oft langgestreckte Buchten bildend, mit nur einer Einfahrt, gleich einer Sackgasse. Diejenigen Priele — es sind ihrer an der Wurster Küste nur wenige — die die Fortsetzung der Wasserlöfen, d. h. der natürlichen Entwässerungsadern der Marsch bilden, die den Deich in Schleusen durchschneidend, dem Meere zueilen heißen Tief. Von ihnen aus zieht der Fischer hinaus seinem Berufe nach. Vor den Flussmündungen hat naturgemäß die starke Strömung tiefe und breite Einschnitte geschaffen, die dann für die Seeschiffe als Einfahrt in Weser und Elbe dienen.

Ein herrlicher Morgen ist's. Um 6 Uhr hat die Flut ihren höchsten Stand; nach kurzem Stillstand setzt die rückwärtige Bewegung des Wassers ein und mit eintretender Ebbe zieht der Fischer hinaus, Seehunde zu jagen, die zahlreich das Wattmeer der Nordsee bevölkern. Schon lange vor der festgesetzten Zeit — verabredungsgemäß soll ich heute mitfahren — habe ich mich mit meinem jungen Begleiter am Tief eingefunden. Bald auch ist der Fischer mit seinem Gefährten da; und das etwa 7 Meter lange Motorboot, das auch segeln kann, nimmt uns auf. Der Motor wird angeworfen und hinaus geht's auf die weite Wasserfläche. Das Tief führt zunächst zwischen den Steilufern des Außendeichsvorlandes hin, auf dessen grünen Weiden die Morgensonne im feuchten Gras glitzert. Bald hört das Land auf und wir sind im offenen Wasser. Scheinbar nur! Denn der Fischer richtet sich genau nach eigenartigen Seeeichen, laugen bei Niedrigwasser tief in das Watt eingestreckten jungen, schwanken Birkenstämmchen. Vor d. i. Bate, Bote genannt, die bei Hochwasser noch eben sichtbar sind und und nun — wir haben ja abtaufendes Wasser — mehr und mehr austreten. Sie geben den Lauf des Priels an, dem unser Schiffelein folgt. Würden wir nur wenig abweichen von der vorgezeichneten Richtung, wäre ein Auslaufen auf dem Watt unaussprechlich, und wir würden zwölf Stunden bis zum nächsten Hochwasser liegen müssen. Aber mit festerer Hand führt der Fischer das Steuer und weiter geht's hinaus auf die unendliche Wasserfläche. Die Uferlinie ist bald nur noch als dünner Strich erkennbar. Ich schaue auch gar nicht mehr hin. Denn was sich vor mir aufstut, ist eine neue Welt. Vor uns tauchen bald hier, bald dort hellleuchtende Streifen auf. Es sind die aus dem Wasser aufsteigenden Bänder der Sande. Immer deutlicher werden sie, fahren wir doch nun auch schon einige Stunden. Im Süden, Südwesten und Westen ragen eine Menge Seeeichen in Gestalt verschieden geformter Ventstürme, Faken usw. aus dem Wasser, streben Fahrzeuge aller Art nach dem offenen Meer oder dem Hafen zu. Seeschiffe, Küstenschiffe, Dampfer, Segler beleben das Wasser, dessen unendliche Fläche in herrlichem Sonnenglanze liegt. Dabei meht ein leises Rüstchen und Kränselfest gerade noch die Oberfläche des Wassers. Vor uns — wir fahren in fast nördlicher Richtung — ist schon lange der riesige Turm der Insel Neuwerk aufgetaucht; sie selbst wird erst später sichtbar wie auch das nordwestlich davon liegende Schahörn. Aber was mich in immer größeres Staunen versetzt, sind die mehr und mehr aus der Wasserfläche auftauchenden Sande. Da liegt vor uns und bald zu unserer Linken die weite Fläche des Neeretzandes, auf dem man, wie ich bei späteren Fahrten feststellte, stundenlang laufen kann, ohne sein Ende zu erreichen. Rechts liegen ausgedehnte Wattflächen mit den verschiedensten Namen, von Prielen durchzogen. Hell, fast schneeweiß liegt das alles da. Zuerst einsam, still, bald aber belebt von unzähligen Seevögeln aller Art. In der äußerst durchsichtigen Luft zeigt sich der kleinste Vogel auf dem hellleuchtenden Sande in klarer Vergrößerung und die großen Möwen, die sich auf den uhrglasartig gewölbten Platen zur Ruhe niedergelassen haben, wachsen ins Riesenhafte. Dabei kontinuierliche Klänge, unendliche Platzhülle. Wir haben den Motor abgestellt und lassen uns bei aufgeblasenem Segel langsam vorwärts treiben.

Seehunde sollen gejagt werden. Wir hatten selbstredend trotz aller Naturschönheiten den Hauptzweck der Fahrt nicht aus dem Auge gelassen. Bald stellten wir mit den Gläsern in weiter Ferne sechs Hunde fest, deren dunkle Körper sich von dem weißen Sande scharf abhoben und darum leicht zählen ließen. Nun heißt es an die Tiere herantommen. In weitem Bogen und in großer Entfernung umfahren wir die Stelle, wo die Hunde lagen und legten, umgeben von ihnen, etwa einen Kilometer weit weg hinter einer Uferbiegung des Sandes an. Die Seehunde sind, seitdem sie während des Krieges und in den Nachkriegsjahren besonders eifrig gejagt wurden, sehr vorsichtig geworden und gehen, sobald sie nur etwas Verdächtigtes merken, sofort ins Wasser. Barfuß, in möglichst leichter Kleidung ging's, das Gewehr in der Hand und noch

einige Patronen in der Tasche, aus Land. Wir, der Schiffergehilfe und ich, kamen bis auf etwa 200 Meter an die ruhig daliegenden und nur hin und wieder mit dem Schwanz wippenden Tiere heran; da bemerkte uns eins, und war im Nu im Wasser, die andern wie der Blitz hinterher. Nun hieß es schnell dahin laufen, wo sie gelegen hatten. Die Gewehre im Anschlag warteten wir liegend, bis sie wieder auftauchen würden und siehe da, nach ganz kurzer Zeit schon steckte ein erster, dann ein zweiter und dritter den Kopf aus dem Wasser. Es waren junge Hunde, die, wie bekannt, die Neugier trieb, sobald wieder aufzutreten. Die Entfernung war nicht groß, und als die beiden Schüsse fielen, sahen wir, daß zwei Hunde tödlich getroffen waren, und da sie fett waren, auf dem Wasser trieben. Sie konnten nach kurzer Zeit von uns durch die Schüsse angelockten Boot aufgenommen werden. Alle Seehunde, die stets magerer sind, sinken, tödlich getroffen, meist sofort unter.

Als die beiden Hunde an Bord waren, flogen auch wir wieder ein und, da jetzt und breit von Seehunden nichts zu sehen war, und wir Zeit für die Heimfahrt zur Genüge hatten, ließen wir den Motor nur schwach laufen, uns von der Sonne bescheinen und freuten uns des herrlichen Tages im Wattenmeer. Plötzlich sagte der alte Fischer leise zu mir: „Sehen Sie mal rechts hinüber!“ Ein riesiger Hundekopf stand in etwa 200 Meter Entfernung wie das schwarze Zentrum in einer großen, weißen Scheibe in dem fast spiegelglatten Wasser. Ich sagte: „Ich versuchs!“ Nahm die Büchse und zielte, nachdem wir zusammen die Entfernung bestimmt hatten, ruhig und lange. Als der Schuß fiel, erhob sich ein wahres Indlanergeheul im Boot, und ehe ich noch recht wußte, daß der Hund getroffen, ging's mit Vollampf zur Stelle, wo er, auf der Seite liegend, langsam auf dem Wasser trieb. Er wurde mit Mühe ins Boot gehoben, denn er wog, wie wir später an Land feststellten, nicht weniger als 202 Pfund bei einer Länge von 1,80 Meter. Der Schuß, wenn auch gut gezielt, war wohl mehr ein Zufallstreffer. Wie unser Schiffer sagte, sei der Hund recht alt, und ein sogenannter „Einsiedler“; das bewiesen die Narben, die er im Nacken und vor der Schwanzflosse habe, und die aus Kämpfen mit Nebenhühnern herrührten.

Vollsprüche und Bauernregeln auf den Monat Dezember.

(Nachdruck verboten.)

Dezember fällt mit Schnee
Gibt Korn auf jeder Hüh.

Dezember veränderlich und lind
Der ganze Winter ein Kind.

Dunkler Dezember deutet auf ein gutes Jahr.

Friert's am kürzesten Tage (21. Dezember), fällt das Korn im Preise; bei gelindem Wetter an diesem Tage soll es im Preise steigen.

Auf kalten Dezember mit kühligem Schnee
Folgt ein frohbares Jahr mit reichlichem Alee.

Steht die Kräbe zu Weihnacht im Alee,
Sibet sie Oftern oft im Schnee.

Wenn der Christmond bricht,
(sogen. Schladerwetter ist)
So wird's 'ne miserable Gesicht,
Und der Winter bleibt ein Wicht.

Kalter Dezember mit vielem Schnee,
Da schreien die Bauern laut: Zuchel!

Bemerktes.

+ Schaffung eines Vöndhimmels in Celle. Im Museum der Heidestadt Celle wurde dem Dichter der Hebe, Hermann Vönd, eine Erinnerungsstätte in Gestalt eines Vönd's im mers geweiht. Das Zimmer enthält Briefe, Manuscripte und Zeichnungen des gefallenen Dichters, zeichnerische Entwürfe und Bilder zu seinen Werken, Zeichnungen und Porträts des Dichters, u. a. von Friedrich Speemann, Heinrich Schurz und Wilhelm Richelborff.

Bücherdon.

Das lustige Biedraggsel. Auswahl aus neueren plattdeutschen Dichtern zum Vortragen und Lesen herausgegeben von John Brinkmann. Dritter Band, 1. bis 5. Taufent, Verlag von M. Glogau jr. in Hamburg. Auf holzfreiem Papier in Halbleinwandband 3,80 Mark.

Der plattdeutsche Vortragsmeister John Brinkmann hat wiederum aus der Fülle des Materials mit trefflicherem Gefühl für die Vortragswirkung eine ausgezeichnete Auswahl getroffen. Es darf gesagt werden, daß es in der plattdeutschen Literatur kaum andere Bücher geben dürfte, die einen so reichen Schatzwert — und wirkungsvoller Vortragsstücke bergen.